



Michael Noack (Hrsg.)

Empirie der Sozialraum- orientierung

BELTZ JUVENTA

Michael Noack (Hrsg.)
Empirie der Sozialraumorientierung

Michael Noack (Hrsg.)

Empirie der Sozialraumorientierung

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-3412-7 Print
ISBN 978-3-7799-4463-8 E-Book (PDF)

1. Auflage 2016

© 2016 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: Helmut Rohde, Euskirchen
Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autoren und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort	7
Sozialraumorientierung: ein unerforschtes Feld? <i>Wolfgang Hinte, Michael Noack</i>	11
Zukunft durch Ziele Evaluation in sozialräumlichen Erziehungshilfen <i>Vincent Richardt</i>	23
Das Fachkonzept Sozialraumorientierung als Basis einer wirkungsorientierten Kinder- und Jugendhilfe <i>Anja Teubert, Daniel Krucher</i>	98
Inseln und Territorien – Interterritoriale Hilfen als Brücken zwischen individuellen Lebensräumen und administrativen Planungsräumen <i>Michael Noack</i>	201
Sozialraumorientierung im Übergang Schule-Arbeitswelt – Potenziale und Rahmenbedingungen <i>Ricarda Detholff</i>	292
Autorinnen und Autoren	335

Vorwort

Das Fachkonzept Sozialraumorientierung (SRO) fungiert in unterschiedlichen sozialarbeiterischen Handlungsfeldern als fachliche Orientierungsfolie für berufliches Handeln. Neben der Kinder- und Jugendhilfe (Noack 2015; Hinte, Treeß 2014), der Behindertenhilfe (Leuchte, Theunissen 2012), der Arbeit in berufsbildenden Schulen (Grimm, Hendricksen 2014), dem Übergangmanagement zwischen Schule und Beruf (siehe dazu den Beitrag von Dethloff in diesem Band) auch im Quartiermanagement (Wittekopf, Noack 2015) und in der Altenhilfe (Noack 2013).

Bei dieser Implementierungsbreite sind kritische Reflexionen über dieses Fachkonzept (siehe etwa den kritischen Beitrag von Kessler, Reutlinger 2015 zur SRO in der Jugendhilfe oder jenen von Dahme, Wohlfahrt 2011 zur SRO in der Behindertenhilfe) nicht verwunderlich. Vor allem aber sind sie willkommen. Ohne kritische Fachdebatten gibt es keinen wissenschaftlichen Fortschritt. Ein immer wieder auftauchender Kritikstrang ist der Hinweis auf die vermeintliche Empirielosigkeit dieses Fachkonzepts:

„Während die Implementierung sich mit der nachfolgend beschriebenen historischen Reformkonstellation erklären lässt, ist die inzwischen erreichte Etablierung allerdings nur zu verstehen, wenn Berücksichtigung findet, dass sich (...) keine angemessene Beurteilung der bisherigen Ergebnisse zulassen, die mit den vielfältigen Nejustierungsprozessen hin zu einer Sozialraumorientierung der Kinder- und Jugendhilfe erreicht wurden“ (sic!). (Kessler, Reutlinger 2015: 1)

Wie kommt es zu diesem Befund? Eine Antwort findet sich bei Fehren und Kalter (2012):

„Dort, wo SRO explizit ‚beforscht‘ wird, geht es immer auch um die Frage, welche (Organisations-)Formen, professionellen Kompetenzen und materiellen Rahmenbedingungen im Quartier notwendigerweise zu befördern sind, um mit den dort lebenden Menschen für die Verbesserung der dortigen Lebensbedingungen zu arbeiten. Entsprechend ist es – dem Leitbild einer diskurs- und akteursorientierten Praxisforschung folgend – naheliegend, Untersuchungen in enger Kooperation mit den Handelnden vor Ort durchzuführen, praxisintegrierte Vorgehensweisen abzusprechen und Ergebnisse möglichst unmittelbar zur Unterstützung der Praxis an die Akteure weiterzugeben. Letzteres macht nachvollziehbar, warum sich einerseits neben SRO keine Herangehensweise in der So-

zialen Arbeit auf eine vergleichbare Fülle an Untersuchungen stützen kann, die Veröffentlichung von Ergebnissen über den Verwertungskontext der beforschten Praxis hinaus aber eher selten ist.“

In dem einführenden Beitrag reflektieren Hinte und Noack die Frage, ob Sozialraumorientierung aufgrund dieser Veröffentlichungslücke ein unerforschtes Feld ist. An dieser Stelle kann jedoch schon angemerkt werden: Ohne eine Veröffentlichung von Forschungsergebnissen ist es nicht möglich, sie in den Fachdiskurs einzuspeisen. Diese Lücke wird mit der vorliegenden Publikation geschlossen. Neben der von Fehren und Kalter erwähnten akteursorientierten Praxisforschung wurden in den letzten Jahren eine Fülle empirisch angelegter Dissertationen zu Teilfragen der SRO verfasst. Für dieses Buch wurden Autoren und Autor*innen angesprochen, deren Dissertationen Forschungsergebnisse beinhalten, die sowohl für praxisorientierte Forscher als auch forschende Praktiker anschaulich und nachvollziehbar dargestellt wurden.

Vincent Richardt befasst sich mit Zielformulierungen im Kontext sozialraumorientierter erzieherischer Hilfen. In den sozialräumlichen Erziehungshilfen haben individuelle Ziele besondere Bedeutung, da sie den Willen der Betroffenen in positiv formulierte zukünftige Zustände gewissermaßen übersetzen. Zudem sind die mit den Betroffenen vereinbarten Ziele nicht nur reine Vorgaben für eine wie auch immer geartete Plansollertüllung, sondern dienen insbesondere als stabilisierender Bezugsrahmen der Hilffarrangements, aber in gewisser Weise auch als Messlatte für deren Wirksamkeit. Die Entwicklung und Beschreibung von Zielqualitäten bearbeitet der Autor auf der Grundlage des von ihm entwickelten Zielwinkelverfahrens. Das Zielwinkelverfahren dient dazu, den Grad der Zielerreichung aus unterschiedlichen Blickwinkeln einzuschätzen, daher auch der Name.

Teubert und Krucher verknüpfen das Fachkonzept SRO und den Ansatz des „Capability Approach“ bzw. „Capabilities Approach“ analytisch und beschäftigen sich aus einer interkommunalen Perspektive mit der Frage, welche Auswirkungen sozialraumorientierte Arbeit auf die Verwirklichungschancen der Adresat*innen hat. Anhand einer vergleichenden Analyse kommunaler Umsetzungsvarianten sozialraumorientierter Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe in Rosenheim, Ulm, Zürich, St. Wendel und Ravensburg bearbeiten Teubert und Krucher folgende Fragen:

1. Inwieweit und in welcher Form ist es möglich, das Fachkonzept Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe konsequent umzusetzen?

2. Berücksichtigt eine konsequente Umsetzung die empirisch belegten Wirkfaktoren der Jugendhilfe bei der Erbringung von Hilfen?
3. Welche Auswirkungen werden im Sinne der Adressat*innen und deren Verwirklichungschancen mit der Umsetzung des Fachkonzepts auf der methodischen Ebene beabsichtigt und erzielt?
4. Inwieweit sind Zusammenhänge zwischen theoretischen Grundlagen, methodischer Umsetzung und Auswirkungen erkennbar?

Der Beitrag von Michael Noack befasst sich aus einer netzwerkanalytischen Perspektive mit der Umsetzung des Fachkonzepts Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe. Der Fokus liegt dabei auf dem intendierten Ziel dieses Fachkonzepts, über die planungsräumliche Steuerung erzieherischer Hilfen die Kinder- und Jugendhilfe näher an den Lebenswelten Hilfesuchender Menschen auszurichten. Aus einer raumsoziologischen Perspektive kann jedoch argumentiert werden, dass durch die Steuerung erzieherischer Hilfen über Planungsräume nur jener Teil der Lebenswelt berücksichtigt werden kann, der im Wohnquartier verortet ist. Die räumliche Dimension der Lebenswelt – insbesondere junger Menschen – kann sich jedoch über verschiedene Orte erstrecken. Dies wird im einschlägigen Fachdiskurs auch beanstandet.

Dass die individuelle Lebenswelt des „einzelnen Falls“ nicht zwangsläufig mit den administrativen Steuerungsräumen (Planungsräumen) kommunaler Kinder- und Jugendhilfesysteme identisch ist, steht außer Frage. Eine empirische Vergewisserung hinsichtlich der Frage, ob und wie die Fachkräfte örtlich verinselte Lebenswelten bei der Hilfeplanung und -durchführung eigeninitiativ durch einen Ressourcenaustausch mit Kolleg*innen aus anderen Sozialraumteams berücksichtigen, steht allerdings aus.

Daher bearbeitet der Autor die Hauptforschungsfrage, ob sich durch den sozialraumteam-übergreifenden Transfer fallunspezifischer und fallübergreifender Ressourcen zwischen Planungsräumen örtlich verinselte Lebenswelten berücksichtigen lassen.

Ricarda Dethloff thematisiert in ihrer Studie die Frage, welchen Beitrag das Fachkonzept Sozialraumorientierung zur Förderung gelingender Übergänge in Ausbildung und Beschäftigung leisten kann. Dieses Erkenntnisinteresse bearbeitet die Autorin auf der Grundlage eines Forschungsdesigns, welches sich zusammensetzt aus:

- einer qualitativen Dokumentenanalyse regionaler Grundlagenpapiere, Prozessdokumente und Veröffentlichungen mit Bezug zur

- sozialraumorientierten Übergangsgestaltung zur Erfassung formell-fassbarer Veränderungen,
- leitfadengestützten Expert*inneninterviews mit Leitungspersonen aus der Lenkungsgruppe der sozialraumorientierten Übergangsgestaltung zur Erfassung des Prozesses aus Sicht der Steuerungsebene,
- einer leitfadengestützten Gruppendiskussion mit Fachkräften zur Erfassung des Umstrukturierungsprozesses aus Sicht der Praxisebene und
- einer teilstandardisierten Befragung.

Die Forschungsaktivitäten wurden im Landkreis Dithmarschen durchgeführt, weil diese Kommune bundesweit die erste ist, die ein sozialraumorientiertes Übergangsmanagement eingerichtet hat.

Literatur

- Dahme, Heinz-Jürgen; Wohlfahrt, N. (2011): Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe: alles inklusive bei niedrigen Kosten? In: Teilhabe, 4/2011. S.: 148–154.
- Fehren, Oliver; Kalter, Birgit (2012): Zur Debatte um SRO in Wissenschaft und Forschung. In: Sozialarbeit in Österreich, Sondernummer 1/2012. S.: 28–32.
- Hinte, Wolfgang; Treeß, Helga (2014): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. 3. Auflage Weinheim [u. a.]: Juventa.
- Kessl, Fabian; Reutlinger, Christian (2015): „Sozialraumorientierung“: Von der Reformhoffnung zum Heilsversprechen Die (bundesdeutsche) Situation am Anfang der 2010er-Jahre. Im Internet: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/401/711.pdf> (letzter Zugriff: 30.11.2015).
- Leuchte, Vico; Theunissen, Georg (2012) Sozialraumorientierung – Schlagwort oder neues Fortschrittsprogramm für die Behindertenhilfe? In: Neue Praxis, 4/2012. S. 345–362.
- Noack, M. (2015a): Kompendium Sozialraumorientierung. Geschichte, Theoretische Grundlagen, Methoden und kritische Positionen. Weinheim [u. a.]: Juventa
- Noack, Michael (2013): Sozialraumorientierung in altersbezogenen Hilfesystemen – Selbstbestimmte Gestaltung des Alters oder neoliberale Freisetzung zur aktiven Selbstversorgung? In: Noack, Michael; Veil, Katja (Hg.) (2013): Aktiv Altern im Sozialraum. Grundlagen – Positionen – Anwendungen. Köln, S. 159–220.
- Reinhard, Gaby; Hendricksen, Paul (2014): Sozialraumorientierung – Die berufsbildende Schule als Partner im Quartier. In: Die berufsbildende Schule, 6/2014, S. 210–215
- Wittekopf, Gabi, Noack, Michael (2015): Form follows Function: Stadtteilerkundung im Rollstuhl und Stadtteilbegehung Indoor als Varianten der Stadtteilbegehung. In: sozialraum.de. 1/2015. Im Internet: <http://www.sozialraum.de/form-follows-function.php> (letzter Zugriff: 30.10.2015)

Sozialraumorientierung: ein unerforschtes Feld?

Wolfgang Hinte, Michael Noack

Seit Schumpeter (1964) gilt im sozialwissenschaftlichen Diskurs, dass Innovation zu verstehen ist als das erfolgreiche Umsetzen neuer Ideen, und wirklich innovativ ist eine Idee nur dann, wenn sie den Weg in die Praxis schafft. Die Soziale Arbeit strotzt nur so von tatsächlichen oder vorgebliehen neuen Ideen, die jedoch allzu häufig nach einem ersten publizistischen Wurf enden wie der Schneeball in der Hölle. Dagegen können die dem Fachkonzept Sozialraumorientierung verpflichteten Akteur*innen mittlerweile auf eine Praxis zurückschauen, in der die Innovation nicht mehr nur im Format von Modellprojekten umgesetzt wird, sondern mit vielfältigen lokalen Anpassungen zentraler Baustein für eine mehr oder weniger systematisch gesteuerte und reflektierte Alltagspraxis geworden ist, was natürlich gleichzeitig insbesondere diejenigen Kritiker*innen mobilisiert, denen grundsätzlich alles suspekt ist, was in das Stadium einer relativ breiten Umsetzung gelangt (s. etwa die Debatten um die sog. „konfrontative Pädagogik“).

Kennzeichnend für eine soziale Innovation ist ja die Tatsache, dass die jeweiligen Einzelelemente eines Konzepts für sich betrachtet nichts „völlig Neues“ darstellen, indes durch ihre Kombination, die vorgenommenen Kontextualisierungen sowie ihre auf aktuelle Fragen bezogenen neuen Interpretationen durchaus zu einer „Neuheit“ werden, die die bestehende Landschaft in einem schrittweisen Prozess, gleichsam ungesteuert und dennoch kontinuierlich verändert, sodass so manches Konzeptelement, das anfangs noch irritierend, verstörend, herausfordernd oder auch elektrisierend war, nach und nach zur Regel oder sogar zur unhinterfragten Routine wird.

Seit mittlerweile über 20 Jahren wird unter der Chiffre „Sozialraumorientierung“ Konzeptentwicklung betrieben, geforscht und insbesondere werden kommunale Landschaften aufgebaut, in denen mit verschiedenen, in diesen Debatten entwickelten Konzeptbestandteilen Soziale Dienste gestaltet, neu organisiert und stetig weiterentwickelt werden. Im Wesentlichen aufbauend auf den theoretischen und praktischen Suchbewegungen der Ge-

meinwesenarbeit in den 1970er- und 1980er-Jahren konzentrierte sich die Debatte zunächst auf die vorrangig territorial verstandene Weiterentwicklung des Allgemeinen Sozialen Dienstes (s. dazu Dolls, Hammetter 1988; Greese u. a. 1993), in deren Verlauf vornehmlich über Regionalisierung und Dezentralisierung Sozialer Dienste geschrieben wurde, u. a. mit der Folge, dass sich die Allgemeinen Sozialdienste im deutschsprachigen Raum in nicht immer ganz einfachen Prozessen territorial orientierten und Strukturveränderungen insbesondere im Bereich der Jugendhilfe realisiert wurden, die bis heute wirksam sind (s. dazu Liebig 2001; Krone u. a. 2009). Parallel dazu wurden Ende der 80er-Jahre konzeptionelle Entwicklungen vorangetrieben, in denen unter Überschriften wie z. B. „Vom Fall zum Feld“ (Hinte u. a. 1999) versucht wurde, methodische Bausteine, räumliche Sichtweisen und professionelle Haltungen aus der Gemeinwesenarbeit zu systematisieren und für institutionelle Soziale Arbeit nutzbar zu machen. Die in diesem Zuge seinerzeit eingeleiteten lokalen Jugendhilfe-Aufbauprozesse in Frankfurt (Oder) und Dresden (ebd.) bildeten so etwas wie den Startschuss für zahlreiche weitere kommunale Gebietskörperschaften, die auf der Grundlage des Fachkonzepts Sozialraumorientierung strukturelle wie auch methodische Umbauprozesse vornahmen, die mehr oder weniger strukturiert verliefen, mehr oder weniger gut beforscht wurden und – je nach Engagement und Beharrungsvermögen der lokalen Akteure – mehr oder weniger nachhaltig waren. Städte wie Solingen und Oberhausen, später auch die meisten anderen Gebietskörperschaften, verabschiedeten sich vom Buchstabenprinzip, lösten traditionell gewachsene Fachabteilungen auf, integrierten bislang versäult im Jugendamt existierende Spezialabteilungen und schafften dezentrale Strukturen, die regional geleitet wurden und unter zentraler Steuerung integriert sozialräumliche Dienstleistungen erbrachten. Gleichsam als Turbo wirkte dann im Jahre 1998 der KGSt-Bericht (1998), in dem die Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsmanagement (KGSt) zumindest für den Bereich der Jugendhilfe eine Wende von der damals höchst umstrittenen Produktlogik vollzog hin zu Vorschlägen für eine sozialräumliche Steuerung und dies insbesondere mit Blick auf eine neue, den Einzelfall integrierende Finanzierungsvariante, die später – sprachlich nicht immer zutreffend – „Sozialraumbudget“ genannt wurde (s. dazu Hinte, Litges, Gropp 2003). Sowohl auf den KGSt-Bericht als auch insbesondere auf die im Fachkonzept Sozialraumorientierung niedergelegten Prinzipien bezogen sich dann die umfassend angelegten Neuorganisationsprozesse in Städten bzw. Landkreisen wie Oberhausen (Damerius, Hinte 1997), Stuttgart (Früchtel u. a. 2001), Berlin (Brünjes 2006), Zürich (Krucher 2014), Rosenheim (Pichlmeier, Rose 2010), Nordfriesland

(Stephan 2006), Graz (Krammer, Punkenhofer 2014), Ravensburg (Goller-Martin, Gutemann 2007) und andere. Somit kann mit Blick auf die Sozialraumorientierung durchaus von einem „boomenden“ Konzept gesprochen werden, das relativ systematisch sowohl von lokalen Akteur*innen aus der Wissenschaft kontinuierlich weiterentwickelt und angepasst wird.

Ein Konzept wird definiert als „Handlungsmodell, in welchem die Ziele, die Inhalte, die Methoden und die Verfahren in einen sinnhaften Zusammenhang gebracht sind. Der Sinn stellt sich im Ausweis der Begründung und Rechtfertigung dar.“ (Geißler, Hege 2001: 23) Bei der Sozialraumorientierung handelt es sich um ein Fachkonzept¹, dessen sinnhafter Zusammenhang darin besteht, soziale Räume zu gestalten und nicht psychische Strukturen von Menschen gezielt zu beeinflussen. Der Raum ist der zentrale Fokus für Soziale Arbeit, sowohl auf der Fall- als auch auf der Systemebene. Auf der Fallebene steht der individuelle Lebensraum der Adressat*innen ebenso im Mittelpunkt wie die Sozialräume, die sich aus überlappenden individuellen Lebensräumen ergeben. Je nach subjektiver Definition, Ausstattung und Gruppenzugehörigkeit werden höchst individuell Lebensräume definiert. Gleichzeitig gibt es Überlappungen, an denen sich verschiedene individuelle Lebensräume überschneiden, die dann von einem Teil der Bevölkerung als „unser“ Viertel, Veedel, Sprengel, Kiez oder Dorf bezeichnet werden. Dort bilden sich sozialräumlich identifizierbar Interessen, Problemlagen und Ausdrucksformen von Alltagskultur ab.

Auf der Systemebene wird der Raum als Planungsgröße genutzt, definiert von Institutionen, die bezogen auf ein Wohngebiet Personal und Geldströme konzentrieren. Diese großen räumlichen Einheiten erfassen nie präzise die zahlreichen und individuellen Definitionen von Lebensräumen und deren kleinräumige Überlappungen zu Sozialräumen. Sie werden jedoch anhand sozialraumanalytisch begründeter und nachvollziehbarer Gebietsdefinitionen geschnitten und sind somit Bindeglied zwischen der auf der Verwaltungsseite notwendigen Ordnungskategorie einerseits und den lebensweltlich vorgenommenen Raumdefinitionen andererseits.

Aufgrund dieser Bindegliedfunktion ist das Fachkonzept Sozialraumorientierung gekennzeichnet durch eine integrierte Ressourcenperspektive, die

1 Neben diesem am Institut für Stadtteilentwicklung, Sozialraumorientierte Arbeit und Beratung (ISSAB) der Universität Duisburg-Essen entwickelten Fachkonzept Sozialraumorientierung sind im Verlauf des Diskurses weitere sozialräumliche Zugänge von Deinet und Krisch (2002a, 2002b) sowie Reutlinger und Kessl (2010) entwickelt worden, „die im Kontext einer aneignungstheoretisch-subjektorientierten und reflexiv argumentierenden Argumentation andere theoretische Grundlagen finden.“ (Redaktion sozialraum.de 2012)

an den Fähigkeiten und dem Eigensinn der Menschen ansetzt, für den Unterstützungsprozess aber auch institutionelle und soziale Ressourcen fruchtbar macht. Der mit der Sozialraumorientierung verbundene „Paradigmenwechsel hat für soziale Dienste einerseits methodisch-fachliche Implikationen, zieht aber andererseits ebenso einen Wandel auf der Ebene der Organisation und der Finanzierung nach sich.“ (Fehren 2011: 445 f.) Dieser Anspruch rechtfertigt es, jene theoretischen Ansätze im transdisziplinären Fachkonzept Sozialraumorientierung (Budde, Früchtel 2005) zu bündeln, die relevante Wissensbestände für die konzeptionelle Integration der Fall- und Systemebene Sozialer Arbeit beinhalten. Dazu gehören:

1. die Feldtheorie (Lewin 1963),
2. die Sozialökologie (Bronfenbrenner 1981) und
3. die non-direktive Pädagogik (Hinte 1990).

Diese Theorien² wurden – wie es Alice Salomon bereits 1928 für die Soziale Arbeit vorgeschlagen hat – im Rahmen von Disziplinen entwickelt, die sich für einen umfassenden Blick „auf die Totalität des Menschen“ (Salomon 1928: 140) eignen. Damit wird Sozialraumorientierung der Eigenart Sozialer Arbeit gerecht, die im Gegensatz zur Psychologie, die sich mit dem Erleben und Verhalten der Menschen befasst, und zur Soziologie, die die Formen und Auswirkungen menschlichen Zusammenlebens untersucht, das Individuum ganzheitlich in seiner gesellschaftlichen Einbettung in den Blick nimmt. Sozialraumorientierung integriert die Fall- und Systemebene Sozialer Arbeit konzeptionell, um im beruflichen Handeln die Einnahme wechselnder Standpunkte zu ermöglichen, damit Adressat*innen in ihrer jeweiligen eigensinnigen Besonderheit und als Angehörige sozialer Strukturen gesehen werden. Für diese konzeptionelle Integration nimmt Sozialraumorientierung eine Brückenfunktion zwischen in völlig unterschiedlichen Kontexten entwickelten Theorien und Methoden ein. Es erdet theoretische, notwendigerweise abstrakte Aussagen in einer Art und Weise, dass sie für professionelles Handeln nutzbar sind, ohne handlungsmethodisch zu sehr ins Detail zu gehen.

Um den Kern des Fachkonzepts Sozialraumorientierung herum werden ständig Anpassungsleistungen vorgenommen. Dabei bleiben die für das Fachkonzept der Sozialraumorientierung handlungsleitenden Prinzipien erhalten (s. dazu Hinte, Treeß 2014):

2 Eine ausführliche Darstellung dieser theoretischen Grundlagen findet sich bei Noack 2015a.

- Ausgangspunkt jeglicher Arbeit sind der Wille/die Interessen der leistungsberechtigten Menschen (in Abgrenzung zu Wünschen oder naiv definierten Bedarfen).
- Aktivierende Arbeit hat grundsätzlich Vorrang vor betreuender Tätigkeit.
- Bei der Gestaltung der Hilfe spielen personale und sozialräumliche Ressourcen eine wesentliche Rolle.
- Aktivitäten sind immer zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt.
- Vernetzung und Integration der verschiedenen sozialen Dienste sind Grundlage für funktionierende Einzelfallhilfe.

Diese Prinzipien besitzen Relevanz sowohl für die Fallarbeit (und somit für die fallspezifische, die fallunspezifische und die fallübergreifende Arbeit – siehe dazu Noack 2015a; KGSt 1998; Hinte 1999) als auch für sozialarbeiterische Arbeitsfelder wie etwa für die Gemeinwesenarbeit, für stationäre Einrichtungen, für Straßensozialarbeit oder für die offene Kinder- und Jugendarbeit.

Mit Blick auf das Fachkonzept kommt es immer wieder vor, dass Kolleg*innen aus dem akademischen Milieu in Ermangelung eigener konzeptioneller Vorstellungen einfach mal eine Behauptung raushauen, die das in der Regel uninformierte Publikum zu glauben neigt. Manche Debattenbeiträge lauten etwa folgendermaßen: „Wir wissen bis heute nicht, ob Sozialraumorientierung irgendwie wirkt. Sozialraumorientierung wird ja nie wirklich untersucht: Mir zumindest ist keine systematische Empirie dazu bekannt.“

Wer (wie der Autor W. H.) inzwischen fast 50 Jahre zunächst praktisch handelnd, dann konzeptionell entwickelnd, theoretisch reflektierend und empirisch analysierend mit sozialräumlicher Sozialer Arbeit beziehungsweise mit Gemeinwesenarbeit zu tun hat, hat einige „Wellen“ an kritisch-argumentativen Zugängen von solchen Akteuren miterlebt, die vom Spielfeldrand aus das Geschehen „auf dem Platz“ (also in der sozialarbeiterischen Praxis) kritisch, gelegentlich feixend, auf jeden Fall immer „reflexiv“ verfolgen. Kurz zusammengefasst finden sich folgende Linien:

- Sozialraumorientierung ist eine perfide Systemstrategie, die den Menschen Autonomie und Beteiligung suggeriert, in Wirklichkeit jedoch vorhandene Ungerechtigkeiten dadurch stabilisiert, dass man den Leuten einige kleinere Spielwiesen zur Verfügung stellt,

auf denen man die Illusion von Freiheit und Selbstbestimmung schafft.

- Die viel beschworenen Interessen der Menschen (später der „Wille“) sind bereits so sehr „vergesellschaftet“, dass man gar nicht mehr von eigenständigen Interessenbekundungen reden kann, sondern immer nur von fremdbestimmten, geradezu einsozialisierten Bedürfnissen, die wenig mit den „wirklichen“ Interessen der betroffenen Menschen zu tun haben (zu einer kritischen Auseinandersetzung mit diesem Argument siehe Noack 2013).
- Der einzelne Mensch, seine persönliche Notsituation und die darauf beruhende Leistungsberechtigung tritt zurück hinter vermeintlich raumgestaltender Arbeit, die im Grund nichts an gesellschaftlichen Verhältnissen ändert, jedoch dazu beiträgt, dass sozialrechtliche Leistungsansprüche von Einzelpersonen verwässert werden.
- Der Soziale Raum degeneriert zum „behandelten Objekt“; er wird somit gleichsam in seiner Bedürftigkeit etikettiert, „kaputt geschrieben“ und somit werden neue sozialräumliche Bedürftigkeiten und neue Abhängigkeiten geschaffen.
- Leistungsberechtigte Menschen werden auf ihre ohnehin schwach ausgebildeten Ressourcen zurückgeworfen. Ihnen wird suggeriert, der soziale Raum biete doch genügend Unterstützungsquellen – man müsse sie schlichtweg nur aktivieren. Die Menschen werden folglich auf unheilvolle Weise ausgequetscht wie eine Zitrone, um dadurch den Sozialstaat davon zu entlasten, entsprechende Ressourcen neu aufzubauen und staatliche Mittel dafür zu investieren, benachteiligte Lebenswelten besser auszustatten.
- Sozialraumorientierung ist ein publikationstechnisch gehyptes Phänomen, das viel Wind entfacht, mit dem zahlreiche kommunale Akteur*innen segeln, doch letztlich sind die entsprechenden Prozesse nie wirklich beforscht oder so untersucht worden, dass man „harte Fakten“ dazu vorweisen kann.

Ein Großteil der vorgebrachten Kritik ist mittlerweile auch deshalb verstummt, weil sie von im praktischen und akademischen Diskurs nicht haltbaren Urteilen über sozialräumliche Theorie und Praxis ausging, die sich bei genauerem Hinsehen doch eher als zum Teil recht subjektiv gefärbte Konstruktionen erwiesen, die kaum mit Fakten unterlegt waren (zur Auseinandersetzung mit den oben genannten Positionen siehe Noack 2015a; Fehren, Hinte 2013; Hinte, Karas 1989).

Der in letzter Zeit immer mal wieder ins Feld geführte Vorwurf der „Empirielosigkeit“ harrt indes einer systematischen Erwiderung, die auch deshalb herausfordert, weil der Gegenstand der Kritik letztlich unscharf ist. Kann „Sozialraumorientierung“ untersucht werden? Sind damit diejenigen konzeptionellen Schnellschüsse gemeint, die sich allenfalls dadurch hervortun, dass man eine wehrlose Chiffre als modernistische Vokabel heranzieht, um einen fachlich kaum unterfütterten (kommunalen) Prozess verbal zu adeln? Sind mit „Sozialraumorientierung“ kleinere Einzelprojekte gemeint, die in einem territorialen Kontext – angesiedelt irgendwo zwischen Gemeinwesenarbeit, Quartiermanagement und Sozialraumgestaltung –, die Wohnbevölkerung dabei begleiten, ihr Quartier zu gestalten? Oder sind damit langfristig angelegte, konzeptionell fundierte und auf bestimmte Leistungsfelder bezogene Prozesse gemeint, die auf kommunaler Ebene dazu führen, dass methodisches Handeln, Strukturen, Verfahren und Finanzierungsformen in guter Weise aufeinander abgestimmt werden und zu einer Verbesserung sozialstaatlich erbrachter Leistungen beitragen? Weil das alles nicht immer klar ist, konzentriert sich der vorliegende Band darauf, empirische Untersuchungen aus solchen Kontexten zu präsentieren, in denen unter Bezug auf das „Fachkonzept Sozialraumorientierung“ (siehe dazu Hinte, Treeß 2014; Fürst, Hinte 2014; Noack 2015b) einzelne Prinzipien dieses Konzepts in praktischen Bezügen realisiert wurden oder auch bestimmte Leistungsfelder entsprechend diesen konzeptionellen Vorgaben umgebaut oder weiterentwickelt wurden. Zu diesen Prozessen, die derzeit in vielen deutschen, österreichischen und schweizerischen kommunalen Gebietskörperschaften laufen, gibt es ohnehin zahlreiche unveröffentlichte, auf kommunaler Ebene erstellte und den dortigen politischen Gremien vorliegende Untersuchungsergebnisse, deren Adressat die jeweils lokal verantwortlichen Instanzen sind und die angesichts der fehlenden akademischen Publikationsinteressen der jeweiligen Akteur*innen nicht den Weg in eine „offizielle“ Publikation gefunden haben.

Kritische Fragen bezüglich Reichweite, Wirkungen und auch Nachhaltigkeit eines Konzepts sind selbstverständlich berechtigt. Der Fairness halber muss indes aber auch gesagt werden, dass zahlreiche andere konzeptionelle Entwürfe derlei Fragen interessanterweise nicht ausgesetzt sind: Gibt es eigentlich empirische Belege dafür, dass „Lebensweltorientierung“ wirkt? Ist „systemisches Arbeiten“ jemals systematisch in seinen Folgen und seiner Nachhaltigkeit untersucht worden? Weiß jemand, ob „Empowerment“ oder „Ressourcenorientierung“ lediglich Kopfgeburten sind oder tatsächlich in konkreten Feldern Sozialer Arbeit eindeutig beschreibbare Auswirkungen haben? Ist empirisch belegt, dass etwa „Lösungsorientierung“ wirkt? Die

Tätigkeiten im Berufsfeld Soziale Arbeit, die angewandten Methoden, Konzepte und Strategien lassen sich in ihrer Wirksamkeit empirisch nicht untersuchen wie etwa die Wirkung eines Medikamentes gegen Bluthochdruck (letzteres ist schon aufwändig und von den Ergebnissen her umstritten genug). Wenn man bedenkt, dass selbst das empirische Material zu Erstgesprächen (einer doch ganz zentralen Schlüsselphase in jedwedem sozialarbeiterischen Kontakt) äußerst spärlich ist (zumindest wird das in dem zentralen Werk zu Erstgesprächen in der 6. Auflage so eingeschätzt: „Als immer noch unbefriedigend erachten wir den empirischen Bestand zur Realität der Erstgesprächdurchführung in den verschiedenen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit“ [Kähler, Gregusch 2015, S. 257]), so mag das ein Indiz dafür sein, dass eben die Gegenstände und Tätigkeiten Sozialer Arbeit nicht ohne Weiteres nach klassischen Standards „erforschbar“ sind. Im oben genannten Buch zu Erstgesprächen wird fast entschuldigend bemerkt:

„Die empirischen Beispiele in diesem Buch stammen entweder aus dem Ausbildungsbereich oder (bei den Fragebögen) aus einer nicht repräsentativen Stichprobe von Erstgesprächen. Das an verschiedenen Stellen herangezogene Buch von Fine & Glasser (1996) operiert mit Beispielen aus der Praxis der Autoren, ist also ebenfalls eher anekdotenhaft begründet.“ (ebd.)

In der Tat scheint es so zu sein, dass wesentliche Materialien, die Aufschluss geben könnten über Wirkungsweise, Qualität und Anwendungserfolg sozialarbeiterischer Techniken, zu finden sind in mehr oder weniger gut aufgebauten Einzelfallstudien, kritischen Dokumentationen, Verlaufsberichten oder kleineren qualitativ angelegten Forschungen, die zwar immer wieder für interessante Erkenntnisse sorgen, aber natürlich den klassischen Gütekriterien wissenschaftlicher Forschung nicht umfänglich genügen. Auf diesem Hintergrund relativiert sich der immer wieder gern vorgebrachte Hinweis, Sozialraumorientierung sei zu wenig „beforscht“.

Seit vielen Jahren gibt es zahlreiche kleinere und größere Forschungsarbeiten, Dissertationen, Evaluationen und analytische Erfahrungsberichte, die Aufschluss über Gelingendes, Misslungenes, Möglichkeiten und Grenzen geben, und somit entsteht mehr und mehr an Wissensbeständen, die in mehr oder weniger forschersich geprägten Kontexten geriert wurden und dazu beitragen, dass die gelegentlich konstatierte „Empirielosigkeit“ sich doch eher als herrenloser durch die Gegend herumfliegender Bumerang entpuppt, der diejenigen an die Schläfe trifft, die ihn geworfen haben: Gerade diejenigen Kritiker*innen, die diesbezüglich am lautesten schreien,

können nur in seltenen Fällen auf eigene alternative Konzepte verweisen, geschweige denn auf darauf bezogene empirische Untersuchungen.³

Gerade auch mit Blick auf derlei Verwirrungen erhält die vorliegende Publikation ihre Bedeutung, in der im Rahmen von Dissertationen gewonnene Forschungsergebnisse bezogen auf einzelne Fragen des Fachkonzepts Sozialraumorientierung dargestellt werden, die sich einerseits als Debattenbeiträge für die akademische Fachdiskussion verstehen, andererseits aber auch den Akteur*innen in den kommunalen Gebietskörperschaften Informationen darüber zuteil werden lassen, wie Sozialraumorientierung gestaltet sein muss, damit sie Wirkungen entfaltet und welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit das Potenzial dieses Konzepts noch stärker zur Entfaltung kommt.

Das Fachkonzept Sozialraumorientierung ist geradezu angewiesen auf einen kritischen Außenblick und damit auch auf Forschungsarbeiten, die der Fundierung, der Verbesserung, der Weiterentwicklung und auch der Bewusstwerdung eigener blinder Flecken dienen. Die Konzipierung entsprechender Forschungsprojekte setzt jedoch eine angemessene Auseinandersetzung mit dem Fachkonzept Sozialraumorientierung voraus. Nur so kann ein Empirie basierter rationaler Fachdiskurs entstehen, dessen Akteur*innen weniger auf die eigene Diskurshoheit durch die Entwicklung und Nutzung von Zitationskartellen fokussieren, sondern kooperativ an einer wissenschaftlichen und empirisch gestützten Weiterentwicklung der Profession Soziale Arbeit arbeiten.

3 Die Versuche, dem Fachkonzept Sozialraumorientierung die Grenzen aufzuzeigen, gipfelten darin, dass der Hochschullehrer Hubert Höllmüller einige wenige, handverlesene in der Stadt Graz tätige (zum Teil pensionierte) Sozialarbeiter*innen nach Einschätzungen bezüglich der Umsetzung der SRO in der Stadt Graz befragte, diese höchst subjektiven Aussagen entsprechend den bei ihm vorhandenen Vorurteilen zusammenfasste und gezielt und kontextlos wiedergab – und dies alles als „Evaluation“ bezeichnete, auf einer von seiner eigenen Fachhochschule gerade verantworteten „wissenschaftlichen“ Internetseite abdruckte und damit eine ziemliche Diskussionswelle auslöste, etwa unter der Überschrift: „Da sieht man doch, das alles funktioniert nicht.“ Scheinempirischer Firlefan, produziert mit einem überschaubaren Maß an forscherscher Kompetenz und detektivischer Intriganz. Die Versuche anders denkender Autoren, dieses merkwürdige Pamphlet zumindest zurecht zu rücken und seine Begrenzung aufzuzeigen, scheiterten, weil die Redaktion dieser Internetseite nicht bereit war, andere Debattenbeiträge abzudrucken. Glücklicherweise fanden darauf bezogene, Höllmüller kritische Debattenbeiträge insbesondere von Stefan Bestmann, Michael Noack und Vincent Richardt eine ganz ordentliche Verbreitung, öffentlich und in den Tiefen des Internets, sodass die Fachwelt auch andere Positionen zur Kenntnis nehmen konnte.

Literatur

- Bestmann, Stefan (2013): Finden ohne zu suchen. Einzelfallunspecifische Arbeit in der sozial-räumlichen Kinder- und Jugendhilfe. Wiesbaden: Springer VS.
- Bestmann, Stefan (2011): Handlungsfeldübergreifendes Zusammenwirken unterschiedlicher Akteure in einem Sozialraum aus der Perspektive der Hilfen zur Erziehung. Im Internet: <http://www.buergergesellschaft.de/praxishilfen/sozialraumorientierte-interkulturelle-arbeit/essays-und-aufsaeetze/fallunspecifische-arbeit/fallunspecifische-arbeit/106670/> (letzter Zugriff: 27.06.2011).
- Brünjes, Volker (2006): Der sozialräumliche Umbau der Berliner Jugendhilfe: Innenansichten eines Projekts. In: Budde, Wolfgang u. a. (Hrsg.) (2006): Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis. Wiesbaden: VS Verlag. S. 73–108
- Bronfenbrenner, Uri (1981): Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente. Herausgegeben von Kurt Lüscher. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Budde, Wolfgang; Früchtel, Frank (2006): Wie funktioniert fallunspecifische Ressourcenarbeit? Sozialraumorientierung auf der Ebene von Netzwerken. In: Budde, W.; Früchtel, F.; Hinte, W. (Hrsg.) (2006): Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis. Wiesbaden: VS Verlag | GWV Fachverlage. S.: 201–218.
- Budde, Wolfgang/Früchtel, Frank (2005): Sozialraumorientierte Soziale Arbeit – ein Modell zwischen Lebenswelt und Steuerung. Teil 1 und 2 In: NDV 7/2005. S.: 238–242 (Teil 1) und NDV 8/2005, S.: 287–292 (Teil 2). Im Internet: http://www.petrakellystiftung.de/fileadmin/user_upload/newsartikel/PDF_Dokus/Budde_Fruechtel_SozialraumorientierteSozialeArbeit.pdf (letzter Zugriff: 30.06.2013).
- Damerius, Ruth/Hinte, Wolfgang (1997): Regionalisierung des Sozial- und Jugendamtes: Das „Oberhausener Modell“. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 1/1997, S. 18–25
- Deinet, Ulrich (2002): Der qualitative Blick auf Sozialräume als Lebenswelten. In: Deinet, Ulrich; Krisch, Richard (2002): Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung. Opladen: Leske und Budrich. S.: 31–44.
- Dolls, Margot/Hammetter, Viola (1988): Zielgruppen- und Stadtteilorientierte soziale Arbeit. Neuorganisation der Sozialen Dienste in Bremen-Süd. Frankfurt a. M.: ISS Verlag.
- FALTER 17/2014: Hilfe dringend gesucht, S. 44/45
- Fehren, Oliver (2011): Sozialraumorientierung Sozialer Dienste. In: Evers; Adelbert; Heinze, Rolf G.; Olk, Thomas (2011): Handbuch Soziale Dienste. VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien. S.: 442–457.
- Früchtel, Frank u. a. (Hrsg.) (2001): Umbau der Erziehungshilfe. München/Weinheim: Juventa.
- Fürst, Roland; Hinte, Wolfgang (Hrsg.) (2014): Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten. Wien: Utb.
- Geißler, Karlheinz A./Hege, Marianne (2001): Konzepte sozialpädagogischen Handelns. Ein Leitfaden für soziale Berufe. 10., aktualisierte Aufl. Weinheim : Beltz.
- Goller-Martin, Stefan/Gutemann, Konrad (2007): Sozialraumorientierte Jugendhilfe im Landkreis Ravensburg. In: Haller, Dieter u. a. (Hrsg.) (2007): Jenseits von Tradition und Postmoderne. Sozialraumorientierung in der Schweiz, Österreich und Deutschland. Weinheim/München: Juventa.

- Greese, Dieter u. a. (Hrsg.) (1993): Allgemeiner Sozialer Dienst. Jenseits von Allmacht und Ohnmacht. Münster: Votum.
- Hinte, Wolfgang/Treeß, Helga (2014): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. 3. Auflage. Weinheim: BeltzJuventa.
- Hinte, Wolfgang; Fehren, Oliver (2013): Sozialraumorientierung – Fachkonzept oder Sparprogramm? Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Hinte, Wolfgang (2007): Erfahrungen, Effekte, Entwicklungsaufgaben „anderswo“ in Deutschland. In: Verein für Kommunalwissenschaften e.V. (Hrsg.) (2007): Sozialraumorientierter Umbau der Hilfen zur Erziehung: Positive Effekte, Risiken und Nebenwirkungen. Band 2. Berlin. S.: 149–156.
- Hinte, Wolfgang/Litges, Gerd/Groppe, Johannes (2003): Sozialräumliche Finanzierungsmodelle. Qualifizierte Jugendhilfe auch in Zeiten knapper Kassen. Berlin: Sigma.
- Hinte, Wolfgang/Litges, Gerd/Springer, Werner (1999): Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld. Soziale Räume statt Verwaltungsbezirke. Berlin: Sigma.
- Hinte, Wolfgang (1999): Fallarbeit und Lebensweltgestaltung – Sozialramubudgets statt Fallfinanzierung. In: ISA (Hrsg) (1999): Soziale Indikatoren und Sozialraumbudgets. Münster: Votum. S.: 82.94.
- Hinte, Wolfgang (1990): Non-direktive Pädagogik. Eine Einführung in Grundlagen und Praxis des selbstbestimmten Lernens. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Kähler, Harro/Gregusch, Petra (2015, 6. Auflage): Erstgespräche in der fallbezogenen Sozialen Arbeit. Freiburg im Breisgau: Lambertus
- Kessl, Fabian; Reutlinger, Christian (2015): „Sozialraumorientierung“: Von der Reformhoffnung zum Heilsversprechen Die (bundesdeutsche) Situation am Anfang der 2010er-Jahre. Im Internet:
<http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/401/711.pdf>
 (letzter Zugriff: 30.11.2015).
- KGSt (1998): Kontraktmanagement zwischen öffentlichen und freien Trägern in der Jugendhilfe. Köln.
- Lewin, Kurt (1963): Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Ausgewählte theoretische Schriften. Herausgegeben von Dorwin Cartwright. Berlin und Stuttgart: Verlag Hans Huber.
- Krammer, Ingrid/Punkenhofer, Sonja (2014): Sozialräumliche Finanzierung in der Grazer Kinder- und Jugendhilfe. In: Fürst, Roland/Hinte, Wolfgang (Hrsg.) (2014): Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten. Wien: Utb., S. 244–253
- Krone, Sirikit u. a. (2009): Jugendhilfe und Verwaltungsreform. Wiesbaden
- Krucher, Daniel (2014): Sozialraumorientierung in der Sozialhilfe – eine Schweizer Perspektive. In: Fürst, Roland/Hinte, Wolfgang (Hrsg.) (2014): Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten. Wien: Utb., S. 101–113
- Liebig, Reinhard (2001): Strukturveränderungen des Jugendamts. Weinheim/München: Juventa.
- Noack, M. (2016): Sozialraumorientierung: Anmerkungen zu aktuellen Debattenbeiträgen. In: soziales_kapital wissenschaftliches journal österreichischer fachhochschulstudiengänge soziale arbeit. 12/2014. Im Erscheinen.

- Noack, Michael (2015a): Kompendium Sozialraumorientierung. Geschichte, Theoretische Grundlagen, Methoden und kritische Positionen. Weinheim: BeltzJuventa.
- Noack, Michael (2015b): Über den Sozialraum hinaus. Interterritoriale Hilfen in sozialraumorientierten Kinder- und Jugendhilfesystemen. Köln: Verlag Sozial • Raum • Management.
- Noack, M. (2013d): We do need non-directive Education Der Wille: Adaptierte Präferenz oder Zugang zum mündigen Subjekt? In: EREV Schriftenreihe. 2/2013. S. 59–70.
- Noack, M. (2012): Der Raum als Scharnier zwischen Lebenswelt und Hilfesystem. In: sozialraum.de. Im Internet: <http://www.sozialraum.de/der-raum-als-scharnier-zwischen-lebenswelt-und-hilfesystem.php> (letzter Zugriff: 03.01.2013).
- Pichlmeier, Werner; Rose, Gerd (Hrsg.) (2010): Sozialraumorientierte Jugendhilfe in der Praxis. Rosenheim: Kommunalverlag.
- Redaktion sozialraum.de (2012): Anmerkung der Redaktion. In: Noack, M. (2012): Der Raum als Scharnier zwischen Lebenswelt und Hilfesystem – Raumanalysen zur lebensweltlichen Kontextualisierung erzieherischer Hilfen. Im Internet: <http://www.sozialraum.de/der-raum-als-scharnier-zwischen-lebenswelt-und-hilfesystem.php> (30.08.2012).
- Salomon, Alice (1926): Soziale Diagnose. Berlin: Carl Heymanns Verlag.
- Schumpeter, Joseph A. (1964, 6. Auflage): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Berlin: Duncker & Humblot
- Stephan, Birgit (2006): Das Sozialraumprojekt in der Jugendhilfe des Kreises Nordfriesland. In: Budde, Wolfgang u. a. (Hrsg.) (2006): Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis. Wiesbaden: VS Verlag. S. 147–168
- Wittekopf, Gabi; Noack, Michael (2015): Form follows Function: Stadtteilerkundung im Rollstuhl und Stadtteilbegehung Indoor als Varianten der Stadtteilbegehung. In sozialraum.de, 1/2015. Im Internet: <http://www.sozialraum.de/form-follows-function.php> (letzter Zugriff: 22.02.2016).

Zukunft durch Ziele

Evaluation in sozialräumlichen Erziehungshilfen¹

Vincent Richardt

Im Konzert der Konzepte

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“² postulierte Goethe und schuf damit einen der wohl bekanntesten Imperative der Literaturgeschichte, der durchaus auch als kategorisch im Sinne Kants gelten darf. Eine zutiefst humanistische Handlungsmaxime, nicht selten Motivation und Motto zugleich für viele Arten von caritativem und gesellschaftlichem Engagement, die sich auch gerne Träger sozialer Institutionen, wenn schon nicht wörtlich auf die Fahnen, so doch sinngemäß in ihre Leitbilder schreiben.

Sozialarbeiter, das sind gute Menschen, so scheint man landläufig überzeugt zu sein. Sie gründen ihren Dienst in und an der Gemeinschaft eher auf edlen als auf egoistischen Motiven. Beflügelt durch religiöse oder andere weltanschauliche Überzeugungen, getrieben von einer Art machtvollen „Mutter-Theresa-Gen“ helfen sie bedürftigen Menschen und versuchen dabei alles, um die Welt ein bisschen besser zu machen. So oder so ähnlich zeichnet bzw. überzeichnet jedenfalls die mediale Öffentlichkeit mitunter das Bild selbstloser Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen und kreiert einen romantischen Beruf-(ungs-)Mythos mit hoher emotionaler Strahlkraft, bestens geeignet, um beispielsweise weihnachtliche Spendenbereitschaft zu erhöhen.

Nur mit der Realität hat der eher wenig zu tun. Längst ist die soziale Landschaft in Deutschland durch ein professionelles Verständnis geprägt, das sich aus wissenschaftlichen Hintergründen und in der Praxis erprobtem Methodenwissen generiert, wobei diese Regel natürlich durch Ausnahmen bestätigt wird. Umso mehr erstaunt es, dass diese Wirklichkeit bei Weitem nicht so bekannt ist wie ihr märchenhaft verklärtes Abziehbild. Wie, warum

1 Teilweise Zusammenfassung der Dissertation des Autors (Richardt 2015).

2 Anfang des Gedichts „Das Göttliche“ (Goethe 1981, Bd. 1, S. 147).

und auf welche Weise in diesem Kontext gearbeitet wird, ist jener Öffentlichkeit zwar vermutlich nicht egal, aber dennoch weitgehend fremd. Anders als z. B. in Medizin oder Psychotherapie findet die Theorien- und Methodendiskussion keinen nennenswerten gesellschaftlichen Widerhall, obwohl der diesbezügliche Diskurs in der Fachwelt durchaus intensiv ist.³ Denn selbstverständlich will auch Soziale Arbeit optimale Effekte erzielen, investierte Mittel möglichst sinnvoll nutzen und sich fachlich entsprechend weiterentwickeln. Eine reine Legitimation über die edle Gesinnung guter Menschen reicht längst nicht mehr aus und das war vermutlich auch schon früher so.

In den verschiedenen Tätigkeitsbereichen, die sich im Lauf der Zeit herausgebildet haben, herrschen spezifische Anforderungen und Rahmenbedingungen, auf welche sich die jeweiligen Akteure in unterschiedlicher Weise eingestellt haben. Die Felder gleichen einander zwar, weisen aber auch nicht unerhebliche Differenzen auf, ebenso wie wissenschaftliche Grundlagen und methodische Ansätze. Für Thole (2010b) ist die „Soziale Arbeit ein ebenso komplexer wie unübersichtlicher Gegenstand“ (S. 19) ohne stabile wissenschaftliche und professionelle „Grundannahmen“ mit einer plural ausdifferenzierten „Theorienlandschaft“ (S. 31 f.). Angesichts des äußerst viel- und tiefschichtigen Sujets, mit dem der Beruf sich befasst, nämlich der menschlichen Natur und ihrer sozialen Vernetzung, ist dies nur wenig überraschend. Soziale Arbeit, so wie sie tagtäglich in den Einrichtungen geleistet wird, kann sich hier, überspitzt formuliert, auf alles und auf gar nichts beziehen, je nach Gusto.

Selbstverständlich würde es an dieser Stelle viel zu weit führen, jenes geisteswissenschaftliche Netz aus pädagogischen, psychologischen, soziologischen, politischen, philosophischen oder auch sozialpädagogischen Erklärungsmustern und Handlungsansätzen komplett zu entwirren, um es einer systematischen Darstellung zuzuführen. Dies wäre einer eigenständigen Abhandlung wert und entsprechende Entwürfe zieren gerne den Anfang von umfangreichen Standardwerken (z. B. Thole 2010a⁴). Zweifelsohne wäre es auch interessant, die konzeptionellen Grundlagen sozialer Dienst-

3 Zum Beleg dieser Annahme sei hier kurz auf einschlägige Sammelbände der Fachliteratur verwiesen, wie z. B. den „Grundriss Soziale Arbeit“ (Thole 2010a), der einige Beiträge zu dieser Diskussion versammelt, die zum Teil später aufgegriffen werden.

4 Thole (2010b) spricht von „Theorettraditionen und -etiketten“ und listet hierzu neun „alte“ (S. 36) sowie neun „neuere“ (S. 42) auf. Als aktuellste Richtung wird der Capabilities-Ansatz („Bielefelder“ Schule) genannt (ebd.). Sozialräumliche Ansätze erscheinen nur indirekt unter dem Begriff der Gemeinwesenarbeit als Teil der handwerklichen Seite oder auch des Methoden-, „Dreigestirns“ (ebd., S. 30 f.).

leister hinsichtlich der Häufigkeit dieser oder jener Ansätze zu überprüfen, um gewissermaßen rote Fäden innerhalb jenes Netzes auszumachen, welche die Praxis mehr oder weniger zusammenhalten. Aber auch das würde den vorgegebenen Rahmen sprengen, zu umfangreich, komplex und heterogen ist der teilweise recht unübersichtliche soziale Bereich. Ambitioniert genug mutet es bereits an, ein Teilgebiet, wie die Hilfen zur Erziehung gemäß der §§ 27 ff. SGB VIII, diesbezüglich unter die Lupe zu nehmen. Dabei geht es um die Frage, welche theoretischen roten Fäden dieses Feld aktuell prägen und welche (tragende) Rolle der sozialräumliche Ansatz in diesem Gefüge spielt, als zentraler Rahmen zumindest dieser Abhandlung. Oder wenn man so will, welche Stimmen im „Konzert der Konzepte“ welche Parts mit welcher Intensität und Ausdruckskraft übernehmen.

Von ihren frühen Wurzeln in mittelalterlichen Findel-/Waisenhäusern über deren erste gesetzliche Verankerung Ende des 19. Jahrhunderts⁵ bis hin zu den modernen Leistungen des KJHG haben die Erziehungshilfen einen weiten Weg zurückgelegt. Entstanden ist dabei ein bunter Strauß von Einrichtungen und Maßnahmen, die sich größtenteils an den beispielhaften gesetzlichen Vorgaben gemäß der §§ 28–35a SGB VIII orientieren, bisweilen aber auch Kombinationen und/oder Innovationen dieser Angebotsformen darstellen. Das Feld ist also im besten Wortsinne vielfältig und bietet nach wie vor Raum für Entwicklung und Neugestaltung. Gleiches gilt für den theoretischen Bezug, welcher der entsprechenden Arbeit jeweils zugrunde liegt. Häufig existieren parallel verschiedene Traditionen, Sicht- und Handlungsweisen jenseits von religiös motivierten Barmherzigkeitsritualen, die einen alleinigen roten Faden nicht so leicht erkennen lassen wollen.

Für Thiersch (2009) ist hier „eine bilanzierende Konzeptdiskussion überfällig“ und die allgemeine Situation in „der Praxis ebenso wie in den entsprechenden Fachdiskussionen“ hoch differenziert und unübersichtlich (S. 17). Nach seiner Darstellung gipfelte eine auf dieser Basis geführte Diskussion innerhalb der Berichtskommission des Achten Jugendberichts in dem Konzept der lebensweltorientierten Jugendhilfe (S. 16 ff.)⁶, die der Praxis ein in gewisser Weise verlockendes, weil umfassendes und auch recht weitreichendes Angebot gemacht hat. Dennoch konnte sich der lebensweltorientierte Ansatz in den beiden Jahrzehnten seit seiner Formulierung wohl nur sehr bedingt in seiner Gänze und fachlichen Tiefe durchsetzen.

5 Rätz-Heinisch, Schröer und Wolf (2009) beziehen sich dabei auf das preußische Gesetz zur Unterbringung verwahrloster Kinder aus dem Jahr 1878 (S. 19).

6 Vgl. hierzu ausführlich BMJFFG, Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit 1990.

Überdies gibt es natürlich auch andere Theorieangebote, derer sich die Fachkräfte bundesweit bedienen können. In Einrichtungskonzepten, Vorlesungsmanuskripten oder vergleichbaren Schriften kann man diverse Bezüge ausmachen, von denen nun nur einige beispielhaft genannt werden. Hoch im Kurs standen in jüngster Vergangenheit und stehen wohl nach wie vor systemtheoretische Ansätze, welche die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft fokussieren und daraus Interventionen ableiten (vgl. z. B. Staub-Bernasconi 2010; Schneewind 2002). Häufig zu finden ist auch der Begriff der Reflexiven Sozialpädagogik (Dewe, Otto 2010), in dessen Verständnis die Jugendhilfe, vereinfacht gesagt, eine gesellschaftliche Dienstleistung oder auch „Sozialisationsleistung“ (ebd., S. 199) anbietet. Und gerade besonders en vogue scheint, zumindest in der Fachwelt, die Gerechtigkeitsperspektive des Capabilities-Approach zu sein (vgl. Ziegler, Schrödter, Oelkers 2010), wobei sich dessen Verbreitung in der tätigen Jugendhilfe bislang wohl noch in gewissen Grenzen hält. Nicht vergessen darf man an dieser Stelle auch einige bewährte pädagogische, soziologische und psychologische Traditionen, wie z. B. psychoanalytische, humanistische oder gestalttheoretische Ansätze, die das Wirken so mancher Einrichtungen nach wie vor stark prägen dürften.

Doch damit nicht genug, denn die reale Praxis unterliegt noch völlig anderen Einflüssen und bisweilen handeln Fachkräfte auch einfach „nur“ intuitiv, ohne dabei durch fachliche Wissensbisse gequält zu werden. Ganz im Gegenteil, das bekannte Bauchgefühl oder der gern bemühte gesunde Menschenverstand genießen bei vielen Praktiker*innen hohes Ansehen und das wohl auch nicht zu Unrecht. Wenn Menschen anderen Menschen helfen, dann ist und bleibt dies ein komplexes Geschäft, egal ob sie sich dabei als Professionelle oder einfach nur als Menschen begreifen. Sie pendeln zwischen persönlichen Überzeugungen, gesellschaftlichen Anforderungen und allen theoretischen Grundlagen, die sie irgendwann im Laufe ihrer Aus- und Weiterbildung gehört, verstanden und verinnerlicht haben, und manchen, vermutlich nicht wenigen, fehlt dabei der eine, für sie und ihr Umfeld verbindliche rote Faden, sodass sie sich anderweitig behelfen und ihr eigenes, hoch individuelles, fachlich sozusagen buntes Garn spinnen.

Begäbe man sich in diesem Kontext auf eine Art „Theorienmesse“, so fänden sich dort jede Menge Stände, Buden und Infotische, größere und kleinere, seriösere und improvisierte, die allesamt die wohlwollend Interessierten von ihrem Angebot überzeugen wollten. Neben den oben bereits erwähnten, mehr oder weniger verbreiteten Richtungen und Ansätzen wären auch Pavillons vertreten, die sich der Konkurrenz unter der Überschrift

der „Sozialraumorientierung“ stellen. Dabei handelt es sich um ein „Fachkonzept“, dessen Prinzipien einst als „so etwas wie eine Fahrinne für sozialarbeiterisches Handeln“ gemeint waren, als „Bojen, an denen man sich orientiert und die gleichzeitig Spielraum lassen“ (Hinte, Treeß 2011, S. 45). Deren Popularität hat jedoch dazu beigetragen, dass sie auf vielfältige Weise modifiziert umgesetzt wurden, bis hin zur fachlichen Unkenntlichkeit. In ihrer „Urform“ bilden sie freilich nach wie vor einen viel beachteten roten Handlungsfaden, geeignet im Konzert der Konzepte einen tragenden rhythmischen und auch harmonischen Klangteppich zu erzeugen, auf dessen Basis Kompetenz und Intuition die jeweils passende Melodie entwickeln können.

Zu diesen zentralen Prinzipien zählt, neben der Betonung von aktivierender, übergreifender und vernetzender Tätigkeit sowie dem verbindlichen Einbezug von personalen und sozialräumlichen Ressourcen, insbesondere die Orientierung am tatsächlichen Willen und den Interessen der leistungsberechtigten Menschen (Hinte 2006, S. 9). Dieser Wille sollte nämlich unbedingt den Ausgangspunkt jeglicher Bemühungen darstellen (ebd.) und deshalb nach Möglichkeit in individuelle Ziele übersetzt werden (vgl. Lüttringhaus, Streich 2002, 2007), also sozusagen in erstrebenswerte Zustände, die ihn in den Hilfeprozess, auch mit seinen formalen Abläufen, hinein „verlängern“ und diesen dadurch unverwechselbar werden lassen. Solche Ziele beschreiben dann nicht nur das, was angestrebt wird, sondern vermitteln auch einen Eindruck von dem, was jeweils, im wahrsten Sinne des Wortes, der Fall ist. Und außerdem bieten sie, was natürlich auf der Hand liegt, die Möglichkeit zu überprüfen, ob die jeweils intendierten Wirkungen auch eingetreten sind, indem man sich schlicht die Frage stellt, ob die Ziele denn auch erreicht wurden.

Gute Ziele, schlechte Ziele

Individuellen Zielen wohnt also gewissermaßen ein doppeltes Potenzial inne. Einerseits sind sie, als einer der zentralen Standards sozialräumlicher Erziehungshilfen, in der Lage, den Willen der Betroffenen für die Praxis der Hilfen „greifbar“ zu machen, und andererseits können sie als Basis für Evaluation dienen, indem ihre Erreichung systematisch erfasst wird, wie z. B. in dem später noch ausführlich dargestellten „Zielwinkelverfahren“. Doch beide Konzepte, sowohl das des Handelns, als auch das des Bewertens setzen implizit voraus, dass die jeweils vereinbarten Ziele auch tatsächlich individuell sind, also genau den Zustand beschreiben, der idealer- und auch

realistischerweise durch die Betroffenen mit der gebotenen Hilfestellung erreicht werden kann, mit anderen Worten, dass die Ziele eine gewisse fachliche Qualität aufweisen.

Dies darf jedoch im Lichte der bisherigen Erfahrungen mit Hilfeplanzielen im Kontext der Jugendhilfe (vgl. hierzu z. B. Spiegel 2008; Lüttringhaus 2006; Lüttringhaus, Streich 2002, 2007; Richardt 2008, 2009, 2010) durchaus bezweifelt werden. Zwar existieren mehr oder weniger bekannte Konzepte theoretischer Zielgüte (z. B. Jetter 2004; Lüttringhaus, Streich 2002; Richardt 2008),⁷ die teilweise auch als Basis für die entsprechende Schulung von Fachkräften dienen (vgl. Lüttringhaus 2006), doch gleichzeitig mangelt es an einschlägigen Untersuchungen zu einer systematischen Bestimmung dieser Zielqualität, und zwar auch im Sinne einer für die alltägliche Praxis handhabbaren Verfahrensweise. Wenn jedoch nicht zweifelsfrei bestimmt und auch nachgewiesen werden kann, dass die in einem gegebenen Zusammenhang von allen Beteiligten ausgehandelten Ziele einem im fachlichen Sinne ausreichenden Mindeststandard entsprechen, dann kann man weder die Qualität des Handelns noch die der Effekte dieses Handelns wirklich beurteilen, denn schließlich ist es nicht sonderlich aussagekräftig, ob eine Menge eher banale Ziele vollständig oder ob reichlich utopische Ziele überhaupt nicht erreicht werden. Ohne die Gewissheit, dass es sich in der Summe um zweifelsfrei „gute“ Ziele handelt, kann man sich sowohl deren Formulierung als auch die Erhebung der Erreichung von vornherein ersparen. Anders ausgedrückt, ohne Zielqualität keine Handlungs- und auch keine Evaluationsqualität bzw. sinnvolle Aussagen über die Güte des fachlichen Handelns, und damit auch keine qualitative Weiterentwicklung auf dieser Basis. Umso erstaunlicher mutet es an, dass diese Zielqualität bislang nur am Rande Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analysen gewesen ist,⁸ weshalb hier eine nicht unerhebliche Forschungslü-

7 Auch in der Kinder- und Jugendhilfe bekannt ist in diesem Zusammenhang die SMART-Formel (vgl. Jetter 2004), die später noch ausführlich erläutert wird, ebenso wie Qualitätsbeschreibungen im Kontext von sozialräumlichen Erziehungshilfen (vgl. Lüttringhaus, Streich 2002) oder auch dem Zielwinkelverfahren (vgl. Richardt 2008). Die meisten, die in dem Feld theoretische oder, noch besser, praktische Erfahrungen gesammelt haben, werden vermutlich bestätigen, dass „SMARTE“ Ziele in der gelebten Praxis zwar allgegenwärtig sind, sich aber kaum jemand eingehend mit deren tatsächlicher „SMARTheit“ befasst. Natürlich werden, im wahrsten Sinne des Wortes, von Fall zu Fall Diskussionen über allzu banale Formulierungen oder auch überzogene Anforderungen geführt, aber dies erfolgt eben nicht systematisch, sondern anlassbezogen und ist jeweils durch unterschiedliche Motivationen beeinflusst.

8 Siehe hierzu auch Spiegel (2008), Lüttringhaus (2006), Lüttringhaus und Streich (2002, 2007) sowie Richardt (2008, 2009, 2010). Trotz jeweils ausführlicher Befassung mit dem

cke klafft, die mögliche empirische Erkenntnisse einengt und eine systematische Entwicklung der Qualität sozialräumlicher Erziehungshilfen sowohl auf konzeptioneller als auch auf praktischer Ebene behindert, zumindest insoweit, wie dies auf der Grundlage der Analyse und der Erreichung von individuellen Zielen erfolgen könnte.

Im Rahmen der Sozialraumorientierung ist vor allem der Wille der Betroffenen von zentraler Bedeutung und somit auch die Basis für sinnvollerweise anzustrebende Zustände in deren Leben. Hinte und Treeß (2011) verstehen unter einem solchen Willen eine „Haltung“, aus der heraus man „nachdrückliche Aktivitäten“ zeigt (S. 46), und die dahinter „stehende Energie darf nicht durch professionell entwickelte Fantasien über einen vermeintlich ‚richtigen‘ Willen geschwächt werden“ (ebd., S. 47). Es geht somit um „ein Klientenbild [...], das den Betroffenen als Chef des Hilfeprozesses begreift“ (Früchtel, Cyprian, Budde 2010, S. 65). „Der konsequente Bezug auf die Interessen und den Willen der Menschen“ bildet den „inneren Kern“ des sozialräumlichen Ansatzes, in dem das Individuum, „scheinbar im Widerspruch zu seiner Bezeichnung“, den „Ton angibt“ und der sich damit ganz in der Tradition von der Gemeinwesenarbeit einerseits und der humanistischen Psychologie andererseits versteht und diese miteinander zu verbinden versucht (Hinte 2006, S. 11).⁹

So ein, dementsprechend kraftvoller, Wille kann von den Betroffenen aufgrund mangelnder Erfahrung nur selten auf Anhieb geäußert werden und muss deutlich von einem simplen Wunsch unterschieden werden, der einer „Einstellung“ gleichkommt, aus der heraus jemand erwartet, dass „ein bestimmter [...] erstrebenswerter Zustand durch die Aktivität einer anderen Person oder Institution [...] hergestellt wird“ (Hinte, Treeß 2011, S. 46). Wünsche sind also eine rein passive Angelegenheit, die keinerlei eigene Energie erfordern, höchsten deren Äußerung in Richtung einer potenziell wunscherfüllenden Instanz, vergleichbar einem Christkind oder auch dem Weihnachtsmann. Demgegenüber ist der richtige Wille untrennbar mit der eigenen Aktivität verbunden, gewissermaßen die Axt im Haus, die den (professionellen) Zimmermann erspart.

„Ein Wille ist potenziell subversiv, er ist nicht berechenbar, gelegentlich lästig und störrisch, nicht domestizierbar und folgt keinem pädagogischen Plan. Er ist

fachlichen Anspruch an brauchbare Ziele findet sich die Forderung nach einer möglichst exakten Bestimmung der Zielqualität nur selten (z. B. Richardt 2010, S. 136).

9 Bei Früchtel, Cyprian und Budde (2010) wird das Willenskonzept unter Bezug auf Schopenhauer („Urenergie“), Bloch und Kant auch philosophisch hergeleitet (S. 67 ff.).

Ausdruck eigensinniger Individualität und führt oft zu den psychischen Kraftquellen des Menschen, aus denen er Energie und Würde schöpft. Dazu braucht es eine kommunikative Situation, in der die Beteiligten ihre Sichtweisen wechselseitig respektieren, sich über ihre Interessen klar werden, sie mitteilen und darüber verhandeln und dann versuchen, die Situation so zu gestalten, dass man möglichst vielen Interessen gerecht wird [...].“ (Hinte 2012, S. 6)

Damit dürfte längst deutlich geworden sein, dass „die Erkundung des Willens eine der großen Herausforderungen in der Praxis“ ist und in Schulkonzepten für sozialräumliches Handeln einen dementsprechend „breiten Raum“ einnimmt (Lüttringhaus 2006, S. 299). Hier müssen die Fachkräfte für die entscheidenden Grundlagen sorgen, hier wird das Fundament gelegt, auf dem die Maßnahmen aufbauen und wachsen sollen. Und wenn ein solches Fundament nicht tragfähig ist, dann stürzt, ähnlich wie bei realen Bauwerken, früher oder später alles in sich zusammen. Das gilt natürlich auch für sämtliche Ziele, die im Verlauf von Hilfeprozessen entwickelt werden, wenn diese nicht nahtlos an einem solchen Willen anknüpfen.

„Sobald der Geist auf ein Ziel gerichtet ist, kommt ihm vieles entgegen!“, heißt es angeblich bei Goethe¹⁰ und er – oder wer auch immer – beschreibt damit treffend einen generellen Vorteil von gesetzten Zielen, der zumeist erst auf den zweiten Blick deutlich wird, nämlich ihre gewissermaßen beflügelnde Wirkung. Wenn man das Ziel vor Augen hat, werden die Schritte schneller, das gilt für Wanderungen und Langstreckenläufe ebenso wie für Schulabschlüsse oder Lebensträume. Demgegenüber wird derjenige, der sich in ziellosem Schlendern verliert, mit ziemlicher Sicherheit auch immer langsamer werden. Ziele weisen Wege nicht nur, sie bahnen sie auch. Lebensläufe werden gemeinhin durch erreichte Ziele dargestellt, durch Meilensteine der jeweiligen Biographien. Wer hier etwas vorzuweisen hat, kann sich gegenüber anderen erklären und den eigenen, hoffentlich positiven, Blick zurück daran verankern. Ziele geben der Zukunft ein Gesicht und zwar ein möglichst freundliches.

So weiß man in der Organisationspsychologie schon seit einiger Zeit, dass Ziele eine „wichtige Voraussetzung für den Unternehmenserfolg und die Motivation der Mitarbeiter“ sind. Sie „lenken den Blick auf angestrebte Ereignisse“, „bündeln Kräfte“, „lassen Fortschritte erkennen“, „ermöglichen Eigenverantwortung“ und „vermitteln Sinn“ (Jetter 2004, S. 106; siehe auch

10 Zwar wird dieser Aphorismus im Kontext von Organisationspsychologie und Sozialer Arbeit oft als Goethe-Zitat gehandelt, eine echte Quelle findet sich hierzu allerdings nicht („zugeschrieben“).

Locke, Latham 2002). Auch in den Erziehungshilfen ist es, spätestens seit der Einführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (SGB VIII), üblich und unverzichtbarer fachlicher Standard, die jeweiligen Hilfeprozesse im Rahmen des Hilfeplanverfahrens gemäß § 36 SGB VIII durch spezifische Zielsetzungen zu gestalten (vgl. Münder, Meysen, Trenczek 2009, § 36 Rn. 51; Wiesner 2011, § 36 Rn. 74; ZBFS 2008, S. 53 f.). Als „individuelle Bezugsnorm“ im Sinne Rheinbergs (2001) erheben sie das realistisch Erreichbare, sozusagen das jeweils Machbare, Gewollte und Sinnvolle, zum Maßstab der Bemühungen und bilden damit die Fälle in ihrer Einzigartigkeit ab, unverwechselbar wie eine Art sozialer Fingerabdruck (vgl. Hinte, Richardt 2013, S. 120). Für Fachkräfte zählt qualifizierte Zielentwicklung längst zum Standardrepertoire ihres professionellen Handelns (vgl. Spiegel 2008, S. 134 ff.). In den sozialräumlichen Erziehungshilfen haben individuelle Ziele darüber hinaus die erwähnte besondere Bedeutung, da sie den Willen der Betroffenen in „positiv formulierte zukünftige Zustände“ gewissermaßen übersetzen (vgl. Lüttringhaus, Streich 2002, S. 8; siehe auch ISSAB 2004, S. 14; Lüttringhaus, Streich 2007). Sie fungieren sozusagen als „Dreh- und Angelpunkt“ des fachlichen Handelns (Richardt 2008, S. 327; auch Richardt, 2009, 2010, 2011) und machen die angestrebten Lösungen sichtbar.

Nun mag mancher einwenden, dass Ziele zwar schön und gut seien, letztendlich jedoch der Weg dahin, in sprichwörtlicher Anlehnung an Konfuzius,¹¹ das eigentliche Ziel darstellen würde, weshalb man diese Ziele nicht allzu ernst nehmen und sich vor allem auf den Hilfeprozess konzentrieren müsse, denn dort würden sich schließlich die wirklich wichtigen Entwicklungen vollziehen und entsprechende Erfolge einstellen, von denen man zuvor noch keine konkrete Vorstellung haben konnte.¹² Ziele wären demnach eher vage Anhaltspunkte, welche die echten Fortschritte höchstens „triggern“ und unter Umständen wenig oder auch gar nichts mit ihnen gemeinsam haben.

11 Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die zugrunde liegende Aussage des chinesischen Philosophen „Zhi yu Dao“ wörtlich eher „Ich habe meinen Willen auf das Dao (Weg im Sinne des ‚rechten Weges‘) gerichtet“ bedeutet und somit eigentlich nicht als Beleg für die Bedeutungslosigkeit von Zielen dienen kann. Kurioserweise wird sogar im Gegenteil ein Zusammenhang von menschlichem Willen und positiver individueller Entwicklung hergestellt, ähnlich wie in der Sozialraumorientierung. Ein anderer, weniger bekannter Spruch von Konfuzius lautet übrigens: „Selbst einer großen Armee kann man den Führer rauben, aber nicht einmal einem einfachen Mann seinen Willen“ (www.konfuzius.net; www.wer-weiß-was.de; letzter Zugriff 18.10.2012).

12 Siehe hierzu z. B. Macsenaere (2006), der empfiehlt, Hilfeeffekte vor allem anhand von unbeabsichtigten „Nebenwirkungen“ zu beurteilen und nicht auf der Basis von Zielen, die hierfür zu subjektiv und zu ungenau seien (S. 74 f.).

Ziele müssen zwar im Hilfeplan vereinbart und dokumentiert werden, führen dann aber nicht selten im tatsächlichen Hilfeprozess eine Art Schattendasein und werden früher oder später zur bürokratischen Makulatur.¹³ Oft fangen die professionellen Akteure dabei mit „üblichen“ Zielen wie z. B. Erziehungskompetenz und Schulabschluss an, deren Erreichung eher unwahrscheinlich ist, und folgen anschließend dem Prozess, lassen sich gewissermaßen gemeinsam mit den Betroffenen treiben und halten Ausschau nach positiven Wendungen, die dann die ursprünglichen Ziele ersetzen könnten. Diese Vorgehensweise ist stark intuitiv und kann durchaus Erstaunliches bewirken, was allerdings in hohem Maße von den entsprechenden Fähigkeiten der Fachkräfte abhängt. Wer lediglich glaubt, in dieser Hinsicht geeignet zu sein, läuft Gefahr, die Menschen nach eigenem Gutdünken (ab-)driften zu lassen und richtet so bisweilen großen Schaden an.

Ziele zu entwickeln, die ein echtes handlungsleitendes Potenzial aufweisen, ist in der Praxis kein leichtes Unterfangen und bedarf einer gewissen Qualifizierung und Erfahrung (Lüttringhaus 2006, S. 299; Lüttringhaus, Streich 2002, 2007; Spiegel 2008).

„Die Erarbeitung von Zielen ist harte Arbeit für alle Beteiligten. Für die KlientInnen ist es oft befremdlich, konkrete Vorstellungen zu formulieren. Für die Professionellen ist es nicht selten schwierig, sich von dem Druck zu verabschieden, sofort Lösungswege einzuleiten und stattdessen zunächst zu klären, wohin die Reise überhaupt gehen soll. Dabei gilt es, die Beteiligten als Kundige für ihren eigenen Weg und ihre individuelle Lösung zu sehen (sie sind Kundige und nicht Kunden!).“ (Lüttringhaus, Streich 2002, S. 10)

Vor allem müssen also die Betroffenen gewonnen werden, sich aktiv an ihrer Hilfe zu beteiligen, sozusagen die (Eigen-)Regie zu übernehmen, was sie häufig nicht gewohnt sind oder verlernt haben oder im Angesicht staatlicher Macht nicht wagen. Dabei ist es ihr Wille, und zwar ein solcher kraftvoller Wille, wie er zuvor beschrieben wurde, der hier den Ton angeben soll, der das Fundament und, wenn man so will, auch den Humus für die Entwicklung dieser Ziele bildet. Mitunter kommt dies für die Betroffenen überraschend und ihnen wie ein Wunder vor, weshalb die bekannte „Wunderfrage“ (vgl. Mücke 2003, S. 299) in diesem Zusammenhang tatsächlich so

13 Zwar liegen keine umfassenden empirischen Studien zur Zielqualität in den Erziehungshilfen vor – was u. a. auch ein Anlass für die Thematik dieser Abhandlung gewesen ist –, doch zeigen einige Analysen und viele praktische Erfahrungen, dass der Arbeitsalltag in dieser Hinsicht insgesamt stark durch „allgemeine und eher vage Floskeln“ (Richardt 2008, S. 328) bestimmt wird und nicht so sehr durch spezifische Zielsetzungen.

etwas wie wahre Wunder bewirken kann. Fragt man nämlich beispielsweise die Betroffenen, wie ihr Leben aussähe, wenn sich während der Jugendhilfemaßnahme alles ideal entwickeln würde, dann erhält man nicht selten ziemlich verblüffende Antworten, die eine erste brauchbare Orientierung liefern und eine gute Grundlage für die Erarbeitung konkreter Zielsetzungen bilden können. Im Übrigen gibt es, vorausgesetzt das Kindeswohl ist nicht gefährdet, eigentlich keinerlei Grund, eine solche Vorstellung in Frage zu stellen, denn schließlich hat jeder auch das Recht auf sein ganz eigenes, individuelles und spezielles Wunder.

Prinzipiell betrachtet lassen sich Ziele, wie bereits angeführt, als „positiv formulierte Zustände“ (Lüttringhaus, Streich 2002, S. 8) definieren, die in einer erstrebenswerten Zukunft liegen. Im sozialräumlichen Kontext übersetzen solche konkreten Ziele den Willen der Betroffenen in realistisch erreichbare Szenarien, sie operationalisieren ihn gewissermaßen und formulieren individuell zugeschnittene Fortschritte, ähnlich wie Hochspringer, die sich die Latte nicht zu hoch und auch nicht zu niedrig auflegen lassen, sondern entsprechend ihrem Leistungsniveau (Richardt 2011, S. 141; generell Hinte, Richardt 2013). Nun stellt sich aber die Frage, anhand welcher Kriterien man in den Hilfen zur Erziehung die ideale Höhe einer solchen „Latte“ beurteilen bzw. beschreiben könnte. Denn an dieser Stelle hinkt der Vergleich mit dem Sport natürlich insofern, als dass Hilfeprozesse komplexer strukturiert sind und sich nicht durch relativ simpel handhabbare Dimensionen wie Höhe oder Weite definieren lassen. Trotzdem muss man fachlich in der Lage sein, gute Ziele von schlechten zu unterscheiden, da man sich ansonsten den gesamten Zielentwicklungsaufwand von vornherein ersparen könnte.

Was die Qualität von Zielen betrifft, hat die SMART-Formel einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht und ist auch im Bereich der Sozialen Arbeit in aller Munde. Ursprünglich stammt das Akronym aus der Organisationspsychologie (vgl. Doran 1981) und steht im Original für die Begriffe: „Specific“, „Measurable“, „Assignable“, „Realistic“ und „Time-related“. In der deutschen Übersetzung (Jetter 2004) wird daraus: „Spezifisch“, „Messbar“, „Ausführbar“, „Relevant“ und „Terminiert“ (S. 110). Bisweilen wird das „A“ auch mit „Akzeptiert“ übersetzt, was inhaltlich einer leicht veränderten Tendenz entspricht. Wenn Ziele diese fünf Kriterien erfüllen, wenn sie also „eindeutig formuliert“ sind und eine „klare Verantwortung“ zugewiesen ist, wenn sie „zuverlässig überprüft“ werden können, „bei entsprechender Anstrengung erreichbar“ sind, wenn sie „konsequent auf die